41 Illustrirtes Sonntagsblatt 1888

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd.

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Ein Frauenkampf.

Erzählung von K. Labacher.

(Fortsetzung.)

„Frei, wie den Vogel in der Luft!“ erwiderte Rachele mit einem undefinierbaren Lächeln. „Kehren Sie zurück zu Ihrer kleinen Frau und lassen Sie sich einen Kuß zur Belohnung geben, weil Sie die Probe so gut überstanden haben. Ihr Weibchen muß übrigens die ehelichen Zügel recht straff zu halten verstehen, denn so viel männliche Gewissenhaftigkeit scheint mir fast unnatürlich, wenn ich mir sie nicht durch Furcht vor Gardinenpredigten erkläre.“

Es lag etwas in den Reden Rachele's, was den Professor unaussprechlich stachelte und verwundete. Wie sie so dastand vor ihm, mit dem spöttischen Lächeln um den feinen Mund, mit den schelmisch blitzenden Augen, bewunderte und haßte er sie zugleich und unter diesen beiden Empfindungen mischte sich noch eine andere, der lebhafte Wunsch, ihren Hohnreden wenigstens die Berechtigung zu benehmen.

„Sie irren, ich fürchte mich nicht vor meiner Frau!“ sagte er in gereiztem Tone, „und zum Beweise werde ich mich entschließen, Ihr Arzt zu bleiben und Sie öfter zu besuchen und meine Frau soll darum wissen, das schwöre ich Ihnen. Aber nehmen Sie sich in acht vor mir, Sie werden keinen angenehmen Gesellschafter an mir finden! Ich bin aufrichtig, bis zur Rücksichtslosigkeit. Da Sie mir das Geständnis meiner Schwäche entlockten, werde ich auch Ihre Blößen ausspionieren und Sie zu demütigen suchen, wie Sie mich beschämt und vor mir selber erniedrigt haben.“

„Davor ist mir nicht bange,“ erwiderte sie, mit ihrem Armband spielend. „Wir wollen sehen, wie lange Sie der Eifersucht Ihrer Frau standhalten, vorausgesetzt natürlich, daß Sie ihr gestehen, mich sehr oft zu besuchen.“

„Ich habe es geschworen,“ sagte er, sich verbeugend. „Für heute leben Sie wohl! Ich werde Ihnen durch meinen Diener ein Medikament für Ihren kranken Hals zusenden.“

Er ging schwindelnd und betäubt aus dem Salon der Künstlerin fort. Auf der Straße schienen ihm Rachele's schöne, höhnische Züge aus allen Gesichtern entgegenzublicken; ihre Augen verfolgten ihn gleich zwei feurigen Rädern, die sengend auf sein Gehirn eindrangen. — Verstört und übelgelaunt langte er zu Hause an. Helma begegnete ihm auf dem Korridor und sah sogleich die drohende Wolke auf seiner Stirne. Sie war eine kluge Frau, diese neunzehnjährige Helma; sie wußte, daß die Männer oft ihre Berufssorgen haben, denen selbst die geliebte Gattin aus dem Wege gehen muß, um die Entladung des Gewitters nicht auf ihr eigenes Haupt zu rufen. Sie wollte deshalb nur mit einem herzlichen Gruße an ihm vorübergehen. Er faßte sie indessen bei der Hand und hielt sie so auf ihrem Platze fest.

„Wohin so eilig?“ fragte er. „Hast Du keine Zeit, mir ein freundliches Wort zu sagen?“

„Ich glaubte Dich beschäftigt!“ stotterte sie, überrascht über seinen Ton, der zum erstenmale kalt, ja fast hart an ihr Ohr klang.

„Nein — im Gegenteil, ich habe Langeweile!“ sagte er, während er mit ihr in das Wohnzimmer ging. „Ich bin unzufrieden, daß ich meine Praxis im Hospital aufgegeben habe. Die Stunden, die mir dort in einer fieberhaften Thätigkeit verflogen, scheinen mir jetzt unerträglich langsam dahinzuschleichen. Ich habe es auf Deine Bitten hin gethan!“

„Und Du bereust es?“ fragte sie schmerzlich. „Begreifst Du denn nicht, wie traurig es für mich war, Dich während des ganzen Tages keine einzige Stunde, nicht einmal am Mittagstische zu sehen?“

„Das sind Gefühlsschwärmereien, denen man die praktische Seite des Lebens niemals aufopfern sollte!“ antwortete er und ließ sich auf den Divan niederfallen. „Ich bin jetzt außer Verkehr mit den anderen Aerzten gekommen — kurz, mir fehlt etwas — Anregung, Zerstreuung!“



Altdeutsche Dame.

Sie sah ihn ungewiß, mit einer Mischung von Zweifel und Wehe an. Vor wenigen Tagen noch hatte er die Stunden, die er zu Hause zugebracht, seine glücklichsten genannt. — Woher diese plötzliche Wandlung?

„Oh, Friedrich!“

Felter hörte aus diesem einzigen Worte eine ganze Fülle von Klagen und Vorwürfen heraus und eben weil er empfand, daß er nicht schuldlos war, erregte dies seinen Zorn und Widerspruch.

„Ich bitte Dich, zeige mir kein so trübes Gesicht!“ sagte er. „Nichts wirkt ermüdender, als der Anblick unzufriedener Mienen, und noch eines möchte ich Dir bemerken: Du solltest mehr Sorgfalt auf Deine Toilette verwenden. Ich wünsche Dich immer so hübsch und geschmackvoll gekleidet zu sehen, wie damals, als Du noch meine Verlobte warst.“

Sie war unter seinen letzten Worten erschrocken zusammengezuckt und ihr Blick flog verstohlen nach dem Spiegel hinüber. Hatte sie es vielleicht gerade heute im Drange der häuslichen Geschäfte mit dem Ordnen ihrer Toilette weniger genau genommen als sonst? Aber nein, ihr helles Hauskleid und die Spitzenkrause um ihren Hals glänzten ihr in tadelloser Sauberkeit und Nettigkeit entgegen und ihre blonden Zöpfe lagen wohlgeordnet über ihrer Stirne.

„Ich verstehe Dich nicht, Friedrich!“ sagte sie mit neu gewonnenem Mute. „Du weißt, daß es nie meine Art war, mich mit überflüssigem Putze zu beladen. Du hast mich so gekannt

und zu Deiner Frau gewählt. Nie werde ich es aber auch an Nettigkeit in meinem Anzug fehlen lassen. Ich begreife also Deinen Vorwurf nicht!"

Er sah ein, daß sie im Recht war und daß nur der unwillkürliche Vergleich zwischen der einfachen, anspruchslosen Helma und einer anderen Frau, der pompös, im prächtigen Kleide einherschreitenden Rachele ihn so ungerecht und unobjektiv gemacht hatte. Er wollte sich indessen nicht gar so leicht für überwunden geben.

„Du hast Dich als Mädchen doch anders getragen," beharrte er. „Wenn es auch nur eine Blume im Haar war oder eine Schleife an der Brust oder die Form Deiner Kleider, was weiß ich? Kurz, Du erschienest mir geschmückter, heiterer, als jetzt in Deinem ewigen Hauskleide."

Ein lebhafteres Rot huschte über Helma's Wangen und zog sich bis an ihre Schläfen hinauf.

„Du vergißt, daß ich Mutter bin!" erwiderte sie leise. „Ein Kind auf dem Arme und Blumen im Haare, es müßte doch ein seltsamer Anblick sein, und wie lange würde unser kleiner Richard wohl die Blumen sehen können, ohne sie herabzureißen? Und was den Schnitt meiner Kleider betrifft," setzte sie noch leiser hinzu, „Du warst ja so glücklich über meinen Entschluß, unser Kind keiner Amme anzuvertrauen, und jetzt machst Du mir mein ewiges Hauskleid zum Vorwurf! Geh', geh', Du bist heute verstimmt und in Deiner Verstimmung ungerecht. Ich lasse Dir Zeit, darüber nachzudenken, ob ich Deinen Unwillen verdient habe. Verzeih', ich will in der Küche nachsehen, damit Du nicht zu lange auf das Mittagessen warten mußt."

Helma verließ, ohne mehr einen Blick auf ihren Gatten zurückzuwerfen, das Zimmer.

Zornig sprang er von dem Sofa auf und ging mit hastigen Schritten hin und wieder.

Was war denn seit wenigen Tagen aus ihm geworden, daß schwache Frauenhände ihn wie einen Spielball von einer Beschämung in die andere zu werfen vermochten? Zuerst hatte er heute vor Rachele erröten müssen und nun eben war er wie ein gezüchtigter Schulknabe vor seiner jungen Frau gestanden! Nein, das durfte so nicht fortgehen — er mußte sich befreien aus der zweideutigen Lage, die ihm alle die Erniedrigung brachte. Er wollte jener höhnischen Rachele das Vergnügen an seinen Besuchen schon verleiden, er wollte sie zittern machen vor seiner schonungslosen Kritik, vor seinem Sarkasmus und, wenn es nicht anders ging, auch vor seiner Rauhheit und Härte. Sie selber sollte ihn bitten, daß er nimmer, nimmer wieder zu ihr kam!

4.

Aber Rachele verstand es gar wohl, dem Professor seine Besuche bei ihr angenehm und interessant zu gestalten und er kam nicht im Entferntesten dazu, sie „zittern zu machen", wie er gedroht hatte, sondern er fügte sich, ohne es selber zu wissen, nach und nach völlig in das sanfte, unwiderstehliche Regiment, welches ihre außergewöhnliche Schönheit über jeden ihr Nähertretenden ausübte. Felter fand in dem Hause der Künstlerin, was er in seinem eigenen Daheim zu vermissen erklärt hatte, eine pikante, geistige Anregung. Rachele, die keinen eigenen feststehenden Charakter besaß, wußte sich wie ein Chamäleon mit überraschender Leichtigkeit in diejenige Farbe der Gemütsstimmung zu kleiden, welche ihrem jeweiligen Gesellschafter gerade die liebste war. Sie konnte in dem einen Augenblicke mit einem Melancholischen die traurigsten Gespräche führen, um im anderen mit dem Fröhlichen zu ausgelassener Lustigkeit überzugehen. In der Gegenwart des Professors war sie, was seiner momentanen Stimmung am besten gefiel, geistreich, unterhaltend, ja blendend mit ihrer hervorragenden Gabe, alles was sie wußte und dachte, in der glänzendsten Weise vorzutragen. So lange er sie vor sich sah, fand er keine Zeit, darüber nachzudenken, in welche schiefe und unpassende Position ihn seine Besuche bei ihr brachten, und wenn er sie verließ, nahm ihn sein Beruf zu sehr in Anspruch, um gründliche Ueberlegungen zuzulassen. Nur während der wenigen Stunden, die er zu Hause zubrachte, nur in Helma's Nähe kam ihm seine eigentümliche Lage zum Bewußtsein. Oft überraschte ihn dann eine innere Stimme, welche ihn fragte: „Was soll daraus werden?"

Helma hatte eine eigentümliche Art des Betragens gegen ihn angenommen. Sie wußte von seinen häufigen Besuchen bei der Schauspielerin und sie war scharfsinnig genug, um seine zunehmende Kälte und Verstimmung damit in Verbindung zu bringen. Aber keine Frage, kein Vorwurf, kein Ausdruck schmerzlicher Befremdung kam über ihre Lippen. Sie litt tief und schwer unter dem so plötzlichen Wandel ihrer häuslichen Verhältnisse, das konnte jeder bemerken, außer Felter, der in seinem Schuldgefühle nicht einmal den moralischen Mut hatte, sie schärfer anzusehen. Ihr einst so volles Gesichtchen wurde schmäler und länger gezogen und um ihre Augen formten sich jene leichten, bläulichen Ringe, die auf seelische Leiden hindeuten. Doch sie ließ ihrem Schmerz keinen Ausdruck nach außen hin zu, sie weinte nie, ja sogar ein schwaches Lächeln vermochte sie auf ihren Lippen festzuhalten. — Sie war einerseits zu stolz, um sich durch eifersüchtige Klagen zu erniedrigen und andererseits erinnerte sie sich der Lehren ihrer edlen, fernen Mutter.

„Wenn Du Grund zur Eifersucht gegen Deinen Mann zu haben glaubst," hatte ihr die Matrone noch kurz vor dem Abschied gesagt, „so nimm Dich vor allem zusammen, daß er von Deinem Argwohn nichts merkt. Denn durch Vorwürfe und Klagen ist es gar leicht möglich, daß Du eine flüchtige Laune seines Herzens, welche in kurzer Zeit wie ein Rausch von selbst verfliegen würde, zu einer wirklichen, Deiner Ehe verderblichen Leidenschaft steigerst. Verschließe den natürlichen Schmerz, Deinen gerechten Unwillen fest in Deiner Brust. Wenn Du Deinem Gatten dasjenige zu werden verstandest, was die Frau dem Manne im Verlaufe der Ehe sein soll, eine echte, treue, selbstlose Freundin, so wird er beschämt und reuig nach solchen momentanen Gefühlsverirrungen zu Dir zurückkehren und Dir Deine kluge Nachsicht durch verdoppelte Liebe vergelten. Auf jeden Fall nützen Eifersuchtsszenen und Gardinenpredigten zu weiter gar nichts, als daß sie die Frau dem Manne überlästig machen und ihm sein Daheim verleiden. Der Himmel behüte Dich davor, meine Tochter, daß Du es nötig hast, diese allerschwerste meiner Lehren auszuüben; aber wenn der Augenblick dazu dennoch kommen sollte, dann denke an mich und sei klug und stark!"

Ja, schwer war der Mutter Lehre, Helma's Herz meinte darunter erliegen zu müssen; trotzdem schwankte sie keinen Moment in der Ausführung. Sie sprach, sie gebärdete sich wie sonst, sie umgab den Professor mit der feinsten Aufmerksamkeit. Freilich fühlte er dennoch, daß sie sich innerlich von ihm entfernte, daß sie ihre Liebe langsam von ihm zurückzog und das trug nicht wenig dazu bei, ihn noch gereizter und verdrießlicher zu machen, als er es ohnehin schon war. Wenn er auch kein Recht hatte, sie zu fragen: „Helma, warum liebst Du mich nicht mehr?" da ihre Antwort ihn hätte tief beschämen müssen, so verwundete und ärgerte ihn ihr Zurückziehen von ihm darum nicht minder. Er verwünschte in solchen Augenblicken sich selber und das Schicksal, welches ihn mit Rachele zusammengeführt und ihm dadurch das Genügen an seine häuslichen Freuden genommen hatte.

Eines Tages kam der Professor mit schwerbewölkter Stirne zu Rachele und es gelang selbst ihren feinsten Scherzen und ihrer geistreichsten Unterhaltung nicht, ihn aufzuheitern.

„Was haben Sie nur heute, mein lieber Doktor?" fragte sie endlich. „Heraus mit der Sprache! Sie haben mich so gründlich von allen Grillen und eingebildeten Schmerzen geheilt, daß ich nun auch einmal Ihren Herzensarzt machen möchte."

„Und es thäte not!" rief er, seine Augen mit der Hand bedeckend. „Wenn die grauen Sorgen von Ihnen fortgeflogen sind, Rachele, so müssen sie sich alle in meine Brust geflüchtet haben. Ich bin sehr, sehr unglücklich!"

„Und warum?" fragte sie sanft. „Darf ich um Ihren Kummer wissen? Oder soll ich ihn erraten? Sie haben Unbehagen zu Hause; Ihre Frau ist eifersüchtig, sie macht Ihnen Szenen?"

„O, ich wollte, daß sie mir Szenen machte!" rief er heftig. „Dann könnte ich mich als den Gequälten oder wenigstens Gelangweilten fühlen. Aber ihr stummes Zurückziehen von mir, ihr sichtbares Leiden — seit einigen Wochen habe ich sie heute zum erstenmale wieder recht genau angesehen. Helma ist um vieles blässer und magerer geworden in der letzten Zeit. Und daran bin ich schuld — und sie klagt mich trotzdem mit keinem Worte an!"

„Und Sie fühlen sich nun natürlich im tiefsten Unrecht, Sie sind reuig und entschlossen, mich aufzuopfern!" sagte Rachele mit abgewendetem Gesichte. „Gehen Sie, bitten Sie Ihre Frau um Vergebung. Ich werde Sie nicht halten — ich werde auch noch das letzte zu verlieren verstehen, was mich an das Leben fesselte, einen wahren Freund!"

Ihre Stimme erstickte in heftig ausbrechenden Thränen und dieses trostlose Weinen brachte ihn um allen Verstand.

„Um Gotteswillen, hören Sie auf, Rachele, ich denke ja nicht daran, Sie zu verlassen!"

Er schrie es fast und sie trocknete sich darauf hin mit erneutem Lächeln die Augen.

„Es wäre dies ja auch für mich ein allzu großes Opfer," setzte er ruhiger hinzu, „und im Grunde genommen — Helma hat nicht einmal das Recht zu klagen. Sie sind mir ja nur eine treue Freundin, Rachele! Soll es dem Mann nicht einmal vergönnt sein, die Freundschaft eines geistvollen Weibes zu genießen, wenn er damit den Rechten seiner angetrauten Frau nicht zu nahe tritt? Ich fühle, daß ich Sie nicht eigentlich liebe, Rachele, daß mein Herz noch immer meiner armen Helma gehört. Aber ein geheimnisvolles Etwas zieht mich in Ihre Nähe, Rachele, ich bewundere Ihren Verstand, Ihre reichen Talente, ihr lebhaft empfindendes Herz. — Darf Helma darüber zürnen, da sie mir gleiche Geisteseigenschaften nicht zu bieten hat?"

Rachele hatte sich von Felter abgewendet, um die Zornröte zu verbergen, welche seine Enthüllungen in ihr Gesicht riefen. Aber tausend Gedanken und Pläne weiblicher Verführungskunst knüpften sich daran in lebendiger Verkettung.

„Sie haben recht, wir sind und bleiben nur gute Freunde; es muß ja so sein!" erwiderte sie mit schwankender Stimme. „Helma hat keine Ursache zu klagen. Ich möchte ihr das selbst erklären, ich wünsche, ihre Bekanntschaft zu machen. Dadurch gewinnt sie näheren Einblick in unsere Verhältnisse und für uns alle kehrt der Frieden wieder!"

Felter starrte die Schauspielerin befremdet, ja fast erschrocken an.

„Sie wollen Helma sehen, sprechen?“ fragte er. „O ich weiß nicht, ob meine Frau —“

„Mich gut empfangen würde?“ ergänzte Rachele. „Machen Sie sich darüber keine Sorge, mein lieber Freund. Ich hoffe, Helma soll mich noch achten lernen. Nur eines bitte ich Sie, erwähnen Sie Ihrer Frau gegenüber nichts von meinem Vorhaben, lassen Sie mich allein handeln, ganz allein!“

„Ich gehorche gerne!“ sagte er, sich erhebend, „obwohl ich mir wenig von Ihrem Schritte verspreche. Helma hat trotz ihrer sonstigen Harmlosigkeit und Güte eine ziemliche Dosis weiblichen Stolz!“

„Wie jede echte Frau, die nicht gerade von einer großen, alle Schranken verachtenden Leidenschaft in den Staub getreten wird,“ erwiderte Rachele mit eigentümlich trauriger Betonung. „Lassen Sie nur mich sorgen, mein Freund. In wenigen Tagen werden Sie mein Herz erst völlig begreifen!“

Sie sah sehr düster und geheimnisvoll aus, während sie die letzten Worte fast nur flüsterte, und als sie dem Professor die Hand zum Abschied reichte, da traf ihn ein Blick aus ihren Augen, der ihn wie die Ahnung eines drohenden Unheils durchschauerte.

„Seien Sie vorsichtig bei Helma!“ bat er noch an der Schwelle, ehe er sie verließ.

5.

„Es ist eine fremde Dame draußen, die mit der gnädigen Frau zu sprechen begehrt,“ meldete Ninette am nächsten Vormittage der Frau des Professors. „Sie will durchaus keinen Namen nennen und sagt nur, daß der Besuch von großer Wichtigkeit ist.“

„So führe sie in den Salon!“ entschloß sich Helma nach kurzem Zögern. Ninette entfernte sich. Helma legte den kleinen Richard in die Arme seiner Wärterin und ging dann sogleich, um die Fremde zu sehen, die sich ihr auf so geheimnisvolle Weise hatte ankündigen lassen.

Kaum hatte sie die Schwelle des Salons überschritten, als sie einen leisen Aufschrei der Ueberraschung ausstieß und wie gefesselt auf ihrem Platze stehen blieb.

„Fräulein Bernier!“ murmelte sie nach einer kurzen Pause.

Sie hatte die Schauspielerin nur einigemale auf der Bühne gesehen, das genügte ihr aber völlig, um dieses so auffallend schöne und originelle Antlitz sogleich wieder zu erkennen.

Rachele erhob sich von ihrem Sitze und trat der bestürzten Herrin des Hauses näher. „Ja, ich bin Rachele Bernier!“ erwiderte sie mit sanfter, umschleierter Stimme, „und ich komme, weil wir beide recht viel mit einander zu besprechen haben.“

Helma that sich Gewalt an, um ihrer natürlichen momentanen Ueberraschung Herr zu werden. Sie deutete einladend auf das Sofa und ließ sich dort auch selber an der Seite ihrer Besucherin nieder.

„Warum haben Sie meinem Mädchen Ihren Namen nicht genannt?“ fragte sie zwar mit ausgesuchter Höflichkeit, aber auch mit Eiseskälte in Blick und Ton. „Glaubten Sie wohl, daß ich Sie nicht empfangen würde? So ungastlich wäre ich gewiß nicht gewesen, wenn ich auch nicht begreife, was gerade Sie zu mir führen kann!“

„Nur der Wunsch, Ihrem Herzen den Frieden wiederzugeben, den es durch meine bis vor wenigen Tagen mir noch unbewußte Schuld verloren hat.“

Helma errötete und erblaßte im raschen Wechsel. Tiefe Betroffenheit und verletzter Stolz kämpften um die Herrschaft auf ihrem Gesichte.

„Wie können Sie wissen — und was berechtigt Sie mit indiskreten Blicke in das Innere meiner Häuslichkeit einzudringen?“ stammelte sie.

Der Atem fehlte ihr, um noch mehr hinzuzusetzen.

Rachele erfaßte einschmeichelnd ihre Hand.

„Zürnen Sie mir nicht, denn ich verdiene es nicht!“ sagte sie. „Ich kam mit guten Absichten zu Ihnen her und sie sollten mich nicht zurückweisen. Das Schicksal hat mich Ihnen einmal in den Weg geworfen, Sie müssen rechnen mit mir, wie mit einem wichtigen Faktor Ihres Glückes. Und wohl Ihnen, ich bin ein Stein, der von selber aus Ihrem Lebenswege fortrollt — ich bin ein Hindernis, das sich selber aufhebt und zerstört. Sie sollen nicht leiden, wenigstens so weit ich es zu hintertreiben vermag.“

Helma hob stolz den Kopf empor und blickte der Künstlerin unverwandt ins Auge. „Sie irren, ich leide nicht!“ rief sie mit klarer, beherrschter Stimme, „und am wenigsten können Sie mich leiden machen. Ich danke Ihnen für ihr Mitleid — trotzdem versichere ich Sie, daß ich es durchaus nicht verdienen will!“

„Warum diesen unfreundlichen, stolzen Ton gegen mich gebrauchen?“ fragte Rachele traurig. „Gegen mich, Ihre wohlmeinende Freundin!“

„Sie meine Freundin, Sie?“ stieß Helma zwischen Staunen und Unwillen schwankend hervor.

„Ja, Ihre Freundin!“ rief die Künstlerin lebhaft. „Denn fühlt man die innigste Sympathie, die wärmste Neigung nicht gerade für diejenigen, denen man soeben ein großes Opfer gebracht hat?“

„Ich verstehe Sie nicht — ich begreife nicht, Fräulein Bernier —“

„Sie haben recht, Helma, ich will deutlicher zu Ihnen sprechen. Wohlan denn! Aus mehreren Ihrem Gatten entschlüpften Redensarten habe ich entnehmen müssen, daß es zwischen Ihnen beiden nicht mehr so ist, wie es zwischen Mann und Frau sein sollte. Diese Erkenntnis erschütterte mich tief, denn ich betrachtete mich als die Ursache Ihrer gegenseitigen Entfremdung.“

„Wie — mein Mann hat Ihnen also Einblick in unser häusliches Leben gestattet?“ unterbrach Helma die Künstlerin mit der Röte zorniger Scham auf den Wangen. „Er hat mich in Ihren Augen die Rolle der eifersüchtigen Gattin spielen lassen? O, diese Schmach werde ich ihm nie, nie verzeihen.“

Ein Blitz des Triumphes glänzte auf in Rachele's Augen; sie senkte aber sogleich die langen, dunklen Wimpern, um den Strahl, der sie verraten konnte, zu verbergen. „Was wollen Sie?“ erwiderte sie sanft. „Ihr Gatte ist gewöhnt, mich als seine Freundin zu betrachten, der er keinen seiner geheimsten Gedanken verbirgt. Warum also hätte er mir das Mitleid verheimlichen sollen, welches ihm Ihr sichtbares Leiden einflößt? „Helma ist so gut, daß sie schweigend den Schmerz über meine unselige Leidenschaft für eine andere erträgt!“ so sagte er zu mir. „O, könnte ich sie bezwingen diese nutzlose, diese schuldvolle Liebe für Sie, Rachele! Aber ich vermag nichts gegen mein Herz — ich kann Helma und mich selber nur beklagen!“

„Friedrich's Mitleid!“ rief Helma völlig außer sich. „O, Herr des Lebens, das ist mehr, als ich ertrage!“

Sie verhüllte ihr Antlitz mit beiden Händen.

„Warum hören Sie mich nicht zu Ende?“ sprach Rachele mit unveränderter Sanftmut weiter. „Durch die Worte Friedrich's — Ihres Gatten wollte ich sagen — wurde mir erst mit einem Schlage klar, welches Unheil ich angerichtet hatte. Bis zu jenem Tage war ich blind gewesen über meine Lage und hatte sorglos in dem Glücke geschwelgt, welches mir Friedrich's Besuche gewährten. Dann aber, sobald ich zur Erkenntnis meines Unrechtes gekommen war, fing ich zu überlegen an und sah klar den Weg des Rechten vor mir. Und nun endlich werden Sie erfahren, warum ich gekommen bin, liebe Helma! Ich wollte nicht, daß Sie mein Andenken mit Ihrer Verachtung bedecken, und — und ich wollte Ihnen sagen, daß Ihr Gatte in Ihre Arme zurückkehren wird. Denn er kann nicht anders, als zu seinen früheren Neigungen zurückkehren, wenn nur der Einfluß meiner Nähe ihn nicht mehr berückt und seiner besseren Einsicht beraubt. Morgen reise ich von hier ab, um vielleicht nie wieder hieher zurückzukehren. Kann mich die edle Helma nun noch verachten, da ich ihr ein so schweres Opfer bringe? Wird sie mir noch länger den Namen einer Freundin verweigern?“

Helma war durch die unerwartete Wendung, welche die Auseinandersetzungen der Künstlerin genommen hatten, wie niedergeschmettert. Die widersprechendsten Gefühle kämpften in ihrer Brust. Sie fühlte die Schicklichkeit, ja die Verpflichtung, Ihrer großmütigen Nebenbuhlerin versöhnt und anerkennend die Rechte entgegenzustrecken. Aber ein unbezwingliches Schamgefühl hielt sie wie mit eisernen Banden in ihrer Unbeweglichkeit. War es denn nicht die bitterste Demütigung, ihren Gatten aus der Hand einer Frau zurückzuempfangen?

„Ihre Wohlthat erdrückt mich mehr, als sie mich erfreut,“ sagte sie endlich mit klangloser Stimme. „Ich muß es eingestehen, daß Sie groß und edel denken. Nur verlangen Sie von der schwergekränkten Gattin nicht, daß sie sich Ihre Freundin nennen soll, das geht über die Kräfte der menschlichen Natur. Sie haben mir, mit oder ohne Ihre Schuld, die Liebe meines Gatten geraubt und das vergißt sich nicht. Ich danke Ihnen, daß Sie meinem Kinde den Vater wiedergeben. Mir den Gatten zurückzuerstatten, das liegt außer Ihrer Macht; denn durch die Erkenntnis, daß ich seine Neigung nicht mehr besitze, habe ich ihn verloren für immer. Das soll kein Vorwurf sein — o nein! Sie sind ja sehr gut. Trotzdem —“

„Trotzdem müssen Sie mich hassen, ich begreife das,“ ergänzte Rachele. „Sie fühlen sich zu sehr in Ihrem Rechte als Gattin. Lassen Sie es gut sein! Ich begehre weder Dank, noch Liebe. Ich wollte nur das Geständnis, daß Sie mich nicht verachten können!“

„Mein Gatte kommt!“ rief Helma plötzlich mit einem erschreckten Blicke auf Rachele. Sie erhob sich verwirrt und ängstlich; sie wußte nicht, welch ein Ende die ganze Szene durch die Dazwischenkunft ihres Gatten nehmen sollte.

Rachele dagegen seufzte tief und erleichtert auf und das Wörtchen „Endlich“ rang sich lautlos durch die Zähne durch.

Professor Felter trat mit langsamem Schritte in den Salon und hob den Kopf nicht eher empor, als bis der Schatten, welchen Helma's Gestalt auf ihn warf, seine Aufmerksamkeit erregte. Er sah nun auch Rachele und ein nervöses Zittern überlief seinen Körper. Rachele hatte also Wort gehalten und sich wirklich zu Helma gedrängt. Was aber sollte daraus folgen?

Rachele ließ ihm nicht lange Zeit zu solchen Ueberlegungen. Sie trat hastig auf Helma zu, umschlang sie und führte sie zu Felter hin. Dann erfaßte sie die Hände der beiden Gatten und fügte sie mit sanfter Gewalt in einander.

„Liebt euch wie früher!“ sagte sie, in ein lautes Schluchzen ausbrechend. „Ich will nicht mehr störend zwischen euch beiden stehen. Erinnert euch meiner als einer Unglücklichen, die unglücklich wurde, weil sie nicht schlecht sein wollte. Lebt wohl! Lebt wohl!“

Sie drückte die Hände der Gatten, vereint wie sie waren, an ihre Lippen. Dann, im nächsten Augenblicke schon, riß sie sich mit schmerzverzogenem Gesichte los und eilte aus dem Salon.

Weder Felter noch seine Frau machte eine Bewegung, um sie zurückzuhalten. Beide standen sich regungslos gegenüber, Aug' in Auge, verlegen und betroffen durch die seltsame Lage, in welche sie so plötzlich zu einander gebracht worden waren. Helma gewann zuerst ihre Fassung

wieder. Sie löste ihre Finger aus der Hand des Professors und trat einen Schritt von ihm zurück.

„Ich dachte nie daran, daß ich als Gattin eine so eigentümliche Rolle spielen würde," sagte sie mit ruhiger Würde. „Mir kommt soeben der Gedanke, daß im Hause meiner Mutter noch immer ein Platz für mich leer ist und daß mir dort das Erröten mehr erspart wäre, wie hier, wo ich heute den Blick vor — Deiner Geliebten habe niederschlagen müssen."

„Helma, Mutter meines Sohnes!" stammelte er erschreckt. „Du solltest einen Gedanken nicht aussprechen, der niemals zur That werden darf. Ich schwöre es Dir, daß Rachele nie meine Geliebte war, sondern nur eine Freundin, deren Gesellschaft mir Erheiterung und Vergnügen verschaffte. — Von heute ab will ich aber auch dem entsagen, ich werde Rachele nie, nie wieder einen Besuch abstatten!"

„Dieser großmütige Entschluß ist überflüssig geworden!" sagte Helma mit leiser Bitterkeit. „Rachele ist aus eigener Einsicht rechtlich genug, Dir aus dem Wege zu gehen. Sie kam hieher, um mir ihre Abreise für morgen anzukündigen. Begreifst Du denn, welch ungeheure Schmach in ihrer großmütigen Entfernung für mich liegt? O, die Röte dieser Demütigung steigt von meinen Wangen in mein Herz hinab und wird dort nie verblassen. Du warst sehr klug, mich die Mutter Deines Kindes zu nennen, Du riefst mich dadurch von den Entschließungen meines gerechten Unwillens zu der Pflicht zurück, die mir vor allem heilig sein muß. Ja, ich will die Mutter Deines Kindes bleiben. Um dieses Namens willen muß vieles ertragen und vergeben werden." —

Der Professor näherte sich mit gesenktem Haupte der jungen Frau und ergriff ihre Hand. „Geduld, Helma, nur noch kurze Zeit Geduld mit uns allen!" bat er leise. „Glaube mir, daß es nur ein eigentümlicher Zauber war, was mich zu jenem Mädchen zog, nicht die Liebe meines Herzens, denn die gehörte und gehört noch immer unverändert Dir!"

Sie verzog den Mund zu einem schmerzhaften Lächeln — es erfüllte sie mit namenlosem Bedauern, daß sie den Glauben an seine Worte verloren hatte. „Es ist gut!" sagte sie matt und reichte ihm die Wange zum Kusse. „Hoffen wir, daß der Frieden wieder einkehren wird bei uns. O mein Gott, ich habe mir das Leben an Deiner Seite doch ganz anders gedacht."

(Fortsetzung folgt.)



Ungebetene Gäste.

Graf Asten.

Nach dem Englischen. Deutsch von P. Olliverio.

(Fortsetzung.)

Während wir an der Fontaine saßen, deren weites Basin von Felsgruppen umschlossen war, vermißte ich Wanda. Ich war überzeugt, daß sie irgendwo in die blumenreiche Wildnis geraten war und sich dort auf ihre Weise amüsierte. Der Graf war in das Haus zurückgegangen oder zu seinen Arbeitern, Lilli fütterte die Goldfische und Henriette plauderte mit ihrer Mutter. Plötzlich kam Wanda langsam auf uns zu, aus ihren Augen leuchtete es seltsam, ihre Hände waren voll Orangenblüten und Myrtenzweige.

„Wanda, wie konntest Du wagen, diese Blumen zu pflücken," schalt ihre Tante in scharfem Ton.

Die Angeredete erwiderte nichts, sie senkte den Blick nur träumerisch auf die Blumen nieder. —

„Ich glaube wahrhaftig, das Mädchen ist von Sinnen," rief meine Schwägerin, die Achseln zuckend.

Selbst ich fing an, etwas unruhig zu werden. „Wanda, warum hast Du die Blumen abgepflückt?" fragte ich ernst.

„Ich kann ja pflücken so viel ich will," erwiderte sie hochfahrend, doch schnell den Kopf senkend, fügte sie bescheiden hinzu: „Diese hier sind mein — ich habe sie geschenkt bekommen."

Ich fürchtete fast, die Aufregung wäre zu groß für sie gewesen, ich nahm sie mit mir an den Bach, wo ich sie an meiner Seite auf einer Gartenbank niedersitzen ließ, bis es Zeit zur Heimkehr war.

Zu Hause angelangt, sagte ich zu ihr: „Wanda, komm mit mir auf mein Zimmer, ich habe Dir etwas zu sagen."

„Jetzt kann ich nicht, Tante Sophie. Ich muß die Fruchtschale für den Tisch zurecht machen," entgegnete sie, hastig den Hut abnehmend.

„Dann komm, sobald Du kannst," sagte ich, sie küssend. Ich hatte das Kind lieb, vielleicht weil die andern alle so hart gegen sie waren. Auch hatte ich hauptsächlich die Veranlassung dazu gegeben, daß sie in das Haus meiner Schwägerin aufgenommen wurde. Als ich hörte, wie gänzlich mittellos ihr Vater sie vor drei Monaten bei seinem Tod zurückgelassen, hatte ich meine Schwägerin — sehr gegen ihren Willen, obgleich Wanda die Tochter ihres einzigen Bruders war — zu überreden gewußt, daß sie dem armen Kinde den Schutz ihres Hauses bot, bis ihre



Zürich. (Mit Text.)

in Amerika lebenden Verwandten, die voraussichtlich sie zu sich nehmen würden, die Mittel für ihre Reisebedürfnisse und ihre Ueberfahrt geschickt hatten. Sie hatte beabsichtigt, zu ihrer alten Muhme zu gehen, die sich als Milchfrau auf dem Lande niedergelassen, und Wanda zeigte sich wenig dankbar, daß wir ihre Pläne durchkreuzt hatten. Ihr Vater, ein freundlicher, milder Mann, war Pfarrer in einem abseits gelegenen Dorfe gewesen und sehr arm und sehr gelehrt, nur nicht in Dingen der Welt. Ihre Mutter war bei ihrer Geburt gestorben und Wanda hatte das Vaterhaus nie verlassen, bis sie am Tage nach des Pfarrers Tod dieses mit der Wohnung ihrer Tante vertauschte.

Ziemlich ermüdet setzte ich mich, nachdem mein Mädchen mir die Sachen abgenommen und mir das Haar glatt gestrichen hatte, in den Lehnstuhl nieder und erwartete Wanda, die auch bald darauf gänzlich erschöpft in mein Zimmer trat.

„Mein Kind, Du siehst so bleich aus," sagte ich. „Bist Du sehr müde?"

„O nein," entgegnete sie mit thränenumflortem Blick. „Aber ich vergaß heute morgen die Schleifen an Henriettens Kleid zu nähen; da war sie so erzürnt und Tante Aline — doch was thut es!"

„Ich meine, Fräulein Henriette könnte Zeit finden, sich ihre Schleifen selbst anzunähen," rief ich empört. „Aber nun, Wanda, will ich Deine Märchenpatin sein. Komm, Kind, und überlasse Dich gänzlich Anna's Händen."

Wanda warf den Kopf in derselben stolzen Weise zurück, wie ich es schon früher an ihr bemerkt hatte, doch schon im nächsten Moment war das plötzliche Aufflammen in ihren Augen wieder erloschen und ohne Widerstreben gab sie meinem Wunsche nach.

Anna hatte mein schwarzes Spitzenkleid ihrem jugendlichen Alter angemessen hergerichtet, und als sie es ihr angezogen hatte, war die Wirkung eine geradezu überraschende. Ich war erstaunt über die außerordentliche Schönheit ihrer Arme wie ihres Halses — sie waren wie aus Marmor gemeißelt. Die vollen, dunkeln Flechten schlang ihr Anna hoch oben am Kopfe zu einem Knoten und befestigte sie mit einem Jetpfeil, den ich besaß, und nachdem ich ihr noch eine Jetkette um den blendend weißen Hals gelegt hatte, war unser Werk vollendet. Ich glaube nicht, daß wir auf andere Weise ein besseres Resultat hätten erzielen können. Das unscheinbare Kind war plötzlich zu einer vornehm aussehenden jungen Dame von ganz seltener Schönheit umgewandelt — so dachte wenigstens ich, als ich zum Mittagessen hinunterging.

Nach Tisch machte mir meine Schwägerin Vorwürfe, daß ich von Wanda so viel Notiz nahm. „Du wirst sie noch ganz verderben für ihr künftiges Leben," sagte sie. „Wenn die amerikanischen Verwandten ihrer Mutter sie nicht kommen lassen, sehe ich keinen andern Ausweg, als daß sie sich irgend welche Stelle sucht. Ich kann sie natürlich nicht länger erhalten. Bei meinen geringen Mitteln ein drittes Mädchen kleiden und ernähren, ist mehr, als ich ermöglichen kann."

Ich erwiderte nichts darauf, dachte aber desto mehr.

„Findest Du nicht, daß der Graf sich Henriette gegenüber äußerst aufmerksam zeigt?" fragte sie nach kurzer Pause mit gedämpfter Stimme.

„Ich meine, er ist gegen uns alle nicht minder höflich," antwortete ich gelassen.

„O," sagte meine Schwägerin mit einem Lächeln, das weit mehr verriet.

Ich war an dem Abend sehr müde und schenkte den jungen Leuten wenig Aufmerksamkeit. Ich glaube, Wanda spielte mit Lilli Domino, und Henriette sang Duette mit dem Grafen. Er hatte eine schöne Tenorstimme und zeigte viel Freude an der Musik.

Wir waren indessen alle müde und zündeten die Lichter zum Schlafengehen früher an als gewöhnlich. Max und sein Gast gingen auf die Terrasse hinaus, um noch ein paar Züge zu rauchen, während wir Damen die Treppe hinaufstiegen. Vor ihrer Schlafzimmerthür bemerkte meine Schwägerin, daß sie ihren Schlüsselkorb auf dem Klavier hatte stehen lassen.

„Geh, Wanda, und hole ihn mir," sprach sie gähnend. „Lege Dich gleich zu Bett, Henriette," fuhr sie zu dieser gewendet in ganz anderem Ton fort, „Du kannst kaum die Augen noch offen halten." Dann trat sie in ihr Zimmer.

Auch ich hatte unten etwas liegen lassen. Ein Armband, das ich sehr hoch schätzte, war mir im Laufe des Abends zerbrochen und ich hatte es auf das Kamin gelegt, wo es nun Gefahr lief, von dem Hausmädchen am Morgen mit fortgefegt zu werden. So ging auch ich mit dem Licht in der Hand noch einmal die Treppe hinunter.

Im Wohnzimmer war es hell; Wandas Licht stand auf dem Tisch und warf seinen matten Schein auf des Mädchens Gestalt und die des Grafen, der ihr tief in die Augen schauend an ihrer Seite stand.

Ueberrascht, doch in der Voraussetzung, daß nur ein Zufall ihn in das Zimmer zurückgeführt habe und er ihr nun gute Nacht wünsche, trat ich unwillkürlich in den Schatten und beobachtete die beiden.

„Du hättest nicht hierher kommen sollen," sagte Wanda.

„Hier in das Haus, meinst Du?" fragte der Graf.

„Dir ist es freilich einerlei," nahm Wanda sich halb ärgerlich abwendend wieder das Wort.

„Mir! Wie kannst Du so reden? Aber glaubst Du nicht, daß es mich dringend darnach verlangt hat, Dich zu sehen? Du siehst so herzig aus in dem Kleide. Weißt Du, daß ich Dich noch nie in so eleganter Toilette gesehen habe?"

Wanda lachte und schüttelte den Kopf.

„Tante Sophie hat es mir gegeben," sagte sie.

„Wie dankbar bin ich Tante Sophie," entgegnete er und fuhr fort: „Sprich, Wanda, hast Du Dich nicht darnach gesehnt, mich zu sehen?"

„Nein — nicht hier — nicht jetzt."

„Hat Dir Astenstein gefallen?" fragte er, sie erwartungsvoll ansehend. „Ist es nicht zu schlecht, Wanda?"

Sie lächelte.

„Es gefällt mir, weil es Dein ist."

„Aber gestehe, es ist zu schlecht."

„Es ist nicht recht von Dir, daß Du jetzt hier bist," entgegnete Wanda. „Gute Nacht."

„Wenn ich denn gehen muß, so sei es," sagte er in bedauerndem Ton. „Gute Nacht." Und sich mit glücklichem Lächeln zu ihr niederbeugend küßte er sie zweimal auf den Mund.

„Nicht doch," wehrte sie; „wenn jemand hereinkäme!"

Das also war ihre einzige Sorge. Betroffen und erzürnt eilte ich geräuschlos bis an die Treppe zurück und rief Wanda. Das Licht in der Hand kam sie unverzüglich.

„Wo bleibst Du so lange?" fragte ich in scharfem Ton.

Sie machte ein verlegenes Gesicht und schwieg.

„Wer war mit Dir im Wohnzimmer?"

„Der Graf."

„Es thut mir leid, das hören zu müssen, Wanda. Ich habe mich bitter in Dir getäuscht. Geh sofort auf Dein Zimmer."

Sie folgte mir mit gesenktem Kopf und ich horchte an meiner Thüre, bis ich sie hatte zwei Treppen höher steigen und in ihre Dachkammer treten hören.

Doch ich machte mir Vorwürfe. Vielleicht hatte sich nie jemand die Mühe genommen, sie eines Bessern zu belehren. Vielleicht waren sich die beiden schon früher einmal begegnet. Aber wie und wo? Des Mädchens klarer Verstand hätte ihr doch sagen sollen, daß der Graf, der so hoch über ihr stand, sie nur zu seinem Spielzeug machte und sie durchaus nicht Ursache hatte, in den gestohlenen Küssen ein Kompliment zu sehen. Und ich hatte sie für so stolz und unnahbar gehalten! Warum, wenn sie sich von früher kannten, waren sie sich heute morgen als Fremde gegenübergetreten? Warum nahm er in unserer Gegenwart nicht mehr Notiz von ihr, als von Lillis Schoßhündchen? Und das kaum! Ich stand wie vor einem Rätsel und wußte nicht, was ich davon denken sollte.

„Ich will mit ihr reden," sagte ich zu mir selber, warf meinen Morgenrock über und griff nochmals nach meinem Licht.

Als ich die niedrige Thür öffnete, welche zu ihrer Kammer führte, drang bitteres Weinen an mein Ohr. Es war ein kahler, unbehaglicher Raum. Das arme Kind hatte das Spitzenkleid ausgezogen und sorgfältig über die Lehne des einzigen Stuhles gehängt, der sich in der Kammer befand, und saß auf der Diele und schluchzte, als ob ihr das Herz brechen wollte.

„Wanda," sprach ich, die Hand auf ihre Schulter legend, „das macht die Sache nicht wieder gut. Aber es freut mich, daß Du es bereust, Dich so benommen zu haben."

„O, das ist es nicht — das nicht," entgegnete sie mit gebrochener Stimme. „Aber ich kann es nicht ertragen, daß Du so — so schlecht von mir denkst."

„Wanda," sprach ich streng, „es wäre mir lieber, Du dächtest dabei nur an Dich. Aber geh jetzt zu Bett; sei ein vernünftiges Mädchen und versprich mir, in Zukunft zurückhaltender zu sein."

Es erfolgte keine Antwort.

„Wanda, willst Du mir das nicht versprechen?"

„Ach, laß mich zu meiner Beate gehen — zu meiner alten, guten Beate!" schluchzte sie wie ein Kind. „Es ist grausam, mich hier fest zu halten!"

„Wanda, warum gestattetest Du heute abend dem Grafen, sich so gegen Dich zu benehmen, wie er es that? Weißt Du nicht, armes Kind, daß Dir das nicht zur Ehre gereicht, es im Gegenteil eine Unverschämtheit von ihm ist? Wenn nun Tante Aline statt meiner Dich gesehen hätte? Du kannst unmöglich so thöricht sein, zu glauben, daß er sich ernstlich für Dich interessiert."

Noch immer dasselbe Schweigen, das nur von leisem Weinen und Schluchzen unterbrochen wurde.

„Wo hast Du den Grafen kennen gelernt, Wanda?"

„Frage mich nichts, denn ich kann nicht darauf antworten!" rief sie erregt, indem sie den Kopf hob, so daß ich ihre thränenüberströmten Wangen und die vom Weinen geschwollenen Augenlider sehen konnte.

„Kind," sprach ich sehr streng, denn ich war entsetzlich bös auf sie, „wenn der Graf es nur einigermaßen ernst mit Dir meinte, so würde er seine Gefühle entweder offen oder gar nicht zeigen. Begreifst Du nicht, daß er Dich durch diese heimliche Liebelei mit jeder Bauerndirne auf gleiche Stufe stellt, mit der er sich beim Erntetanz amüsiert, ohne ihr je wieder einen Gedanken zu schenken?"

Wie verstockt sie war! Selbst diese offene, unverhohlene Sprache trieb ihr die Farbe nicht ins Gesicht.

„Ich verstehe nicht, wie Du einen Mann lieben kannst, der Dich zu seinem Spielzeug macht."

„Kein Wort weiter!" schrie sie wild auf, mit hoch erhobener Hand mir Einhalt gebietend, während ihr ganzes Gesicht erglühte und es zornig in ihren Augen aufflammte. „Ich will nicht eine Silbe weiter gegen ihn hören! Wie kannst Du es wagen, so zu mir zu reden? Geh — ich brauche Dich nicht hier!"

„Wanda," entgegnete ich gelassen, „wenn Du willst, daß ich Dir verzeihe, so trockne Deine Augen und lege Dich zu Bett."

Es war ein hartes, unbequemes Lager mit rot kariertem Bezug — ein Bett, in das zu legen sich Anna — mein Zimmermädchen — entschieden geweigert haben würde.

„Deine Tante hätte Dich wahrlich besser unterbringen können," rief ich empört aus.

„Das kümmert mich wenig," erwiderte Wanda, während ein mattes Lächeln durch ihre Thränen brach, „wenn Du nur auch ferner gut zu mir sein willst."

„Ich werde stets gut zu Dir sein, solange Du brav bist. Aber so etwas darf mir nicht wieder vorkommen, Wanda, das merke Dir."

Damit verließ ich sie. (Schluß folgt.)

Der Weihwasserspender zu „Unseren lieben Frauen".

Eine wahre Erzählung. Frei nach dem Französischen.

Eine recht unglückselige Persönlichkeit war Jacques Permanon! Ein Zwerg von noch nicht 3 Fuß Körperlänge, von seltener Häßlichkeit, mit einem mächtigen Höcker auf dem Rücken, über dem auf kurzem, kaum sichtbarem Halse ein großer, dicker Kopf saß, hatte er zum Ueberfluß auch noch auffallend kleine Beine, die in geradezu riesenhafte Füße ausliefen.

Auf einem Fußschemel am Eingange der Kathedrale „zu Unseren lieben Frauen" stehend, welcher ihn den Andächtigen einigermaßen sichtbar machte, sprach Jacques Permanon seine Gebete im besten Latein, wie man es von einem Weihwasserspender sonst nicht zu vernehmen gewöhnt war. Niemals radebrechte er das Paternoster oder das Ave Maria und jeder Formel des Credo verlieh er einen Ausdruck und eine Betonung, daß niemand daran zweifeln konnte, daß er verstand, was er sprach. — Auch bot er den Damen trotz seiner abstoßenden Häßlichkeit den Weihwedel mit dem silberausgelegten Griffel von schwarzem Ebenholz mit einem gewissen Anstande und verneigte ehrerbietig vor ihnen seinen dicken, mit dichten dunklen Locken besetzten Krauskopf. Er war stets mit einem weiten und langen grünen Rock bekleidet, der ihm das Aussehen eines bloßen Kopfes gab, welchen man, ein wenig erhöht, auf einen grünen Aufsatz auf einen mit einem grünen Teppich überzogenen Tisch gestellt hat.

Unter den Personen, welche Jacques Permanon regelmäßig Almosen zu verabfolgen und sich seines Weihwedels zu bedienen pflegten, befanden sich auch die Zöglinge einer vornehmen Damenerziehungsanstalt, und unter diesen zeichnete sich ein junges Mädchen durch seine hohe, stattliche Gestalt und seine seltene, ganz eigenartige Schönheit aus, eine blasse, zarte Engländerin, deren herrliches, gelocktes Goldhaar in lieblichen Ringeln unter ihrem Hute gar widerspenstig hervorquoll. Sie war in frühester Jugend als eine arme Waise der Anstalt übergeben worden, und seitdem sandte ein Unbekannter bereits seit zwölf Jahren die Pension pünktlich ein, zu welchem Betrage außerdem stets noch eine Summe für Musikunterricht sich beigefügt befand. Das englische Fräulein gehörte zu den tüchtigsten Elevinnen des Instituts und zeichnete sich ganz besonders in der Musik aus. Die Tonkunst beherrschte diese zarte, inmitten der Abgeschlossenheit und Eintönigkeit eines Pensionats ganz vereinsamte Seele dergestalt, daß Miß Jenny, wenn sie sich in freien Phantasien am Piano erging, Trost und Vergessen dafür fand, daß sie, soweit ihre Erinnerung zurückreichte, niemals das süße Wort „mein Kind" aus dem Munde einer zärtlich um sie besorgten Mutter vernommen hatte.

Dem alljährlichen Pensionsbeitrage lag immer auch eine kleine zum Taschengeld für Jenny bestimmte Summe bei, und, da sie sich, dem Zuge ihres mitleidigen Herzens folgend, Jacques Permanon zum Liebling auserkoren, so ging der größte Teil dieses Betrages für Gaben an den armen Weihwasserspender auf. Sie kannte ja sonst kein einziges Wesen auf dem weiten Erdenrund, das durch Herzensgüte sich ihre besondere Freundschaft erworben hätte, nicht einmal einen Hund, der durch Anhänglichkeit und Treue vermutlich ihre Zuneigung sich verdient haben würde, durfte sie in den Räumen der Anstalt ihr Eigen nennen; was Wunder, wenn aus menschlichem Erbarmen mit jenem Unglücklichen in dieser reinen Frauenseele sich jenes dauernde Wohlwollen entwickelte, das sich so schön im Wohlthun offenbart; stand doch der elende, mißgestaltete Zwerg auch mutterseelen allein da in der kalten Welt!

Dank ihres Mitgefühls, erfreute sich Jacques denn allmählich, — von den 10 Sousstücken, die sie ihm Sonntags verabreichte, ganz abgesehen, — von Jenny so manchen Wäschestücks und anderer Kleinigkeiten, welche sie in ihrem Zimmerchen für ihn angefertigt hatte.

Infolge dessen war das Tagebuch des Bettlers mit papiernen Kreuzchen und ausgeschnittenen Heiligenbildern angefüllt, und dieses Buch, auf dessen vorderster Seite die Worte standen: „Zum Geschenk erhalten von Miß Jenny R. am 15. April 1814, Jacques Permanon" trug er in einer schönen Tasche von grauem Taffet, welche ebenfalls ein Präsent seiner holden Gönnerin war.

Solche Mildthätigkeit mußte ja auch natürlicherweise in dem Herzen des Aermsten zuerst das Gefühl inniger Dankbarkeit gegen seine Wohlthäterin erzeugen, und dieses entwickelte sich bald zu einer heiligen und keuschen Liebesflamme, zur stillen Verehrung und innigen Anbetung für Jenny, die ihm ein göttliches, überirdisches Wesen zu sein dünkte.

Um die Zeit, um welche sich die Pensionärinnen Sonntags dem Gotteshause „zu Unseren lieben Frauen" näherten, erbleichte der arme Weihwasserspender, und, mühsam seine fieberhafte Unruhe bemeisternd, wandte er sich auf seinem Piedestal nach ihnen um. Anderen seinen Weihwedel zu präsentieren, vergaß er, nur nach den jungen Mädchen des Instituts ausschauend, dann völlig. Sobald er dann ihr Nahen und das Flüstern ihrer Stimmen vernahm, so wechselte sein bleiches Antlitz die Farbe, eine Purpurröte ging über seine Stirn und ein Zittern bemächtigte sich seiner verkrüppelten Glieder; denn er fühlte Jenny's Nähe. Schritt sie dann an ihm vorüber, hörte er den freundlichen Gruß ihrer süßen Stimme, reichte ihm ihre zarte, weiße Hand die Gabe dar, so war es ihm, als müsse sein Herz in unsagbarer Wonne und zugleich in namenloser Wehmut vergehen, und voller Inbrunst stammelte er seine Gebete voll Dankbarkeit gegen den Allvater, dessen Güte ihm diesen Engel gesandt.

So waren dem bemitleidenswerten Zwerge Jahre dahingerauscht in „Hangen und Bangen", in Sehnen und Schauen; da kam ein Tag für ihn, der ihn mit Schreck und heftigem Schmerz erfüllte: — er sah Jenny weinen! Heiße Thränen in den himmlischen blauen Augen stand sie vor ihm da; es mußte ihr ein schweres Unglück widerfahren sein.

„Jacques," — sagte sie traurig — „ich kann Ihnen von nun an nichts mehr geben, denn ich bin ärmer als Sie. Seit einem Jahre hat meine Frau Direktorin von meinem unbekannten Beschützer weder etwas gehört, noch den Pensionsbetrag erhalten. Sie hatte mir aus zarter Schonung diesen beklagenswerten Umstand zwar verheimlicht; aber durch einen Zufall erfuhr ich ihn gestern. Ich bin jetzt nur noch die arme Waise, die aus Barmherzigkeit in der Anstalt verpflegt wird; mein Piano habe ich bereits aufgeben müssen." Sie neigte dann noch einmal betrübt ihr lockiges Haupt und folgte ihren Genossinnen. Am Altare kniete sie nieder und betete still und andächtig.

Am folgenden Morgen fand die Thürhüterin des Instituts in die Thürspalte eingeklemmt ein Paket mit der Adresse der Vorsteherin. Sie überreichte es der letzteren und diese entnahm dem Umschlage eine Summe mit 3000 Franks und einen Zettel, auf dem die Worte geschrieben standen: „Für Miß Jenny R . . . ."

Das nächste Jahr, just um dieselbe Jahreszeit, ging abermals ein solches Wertpaket unter derselben Aufschrift und auf die nämliche Weise an die Schulvorsteherin ein. Niemand hatte den Ueberbringer gesehen, noch ahnte jemand, wer der Absender sei. Auch das nächste und das nächstfolgende Jahr wiederholte sich die Sendung ganz auf die frühere Art.

Inzwischen hatte Jenny längst ihre Heiterkeit und Ruhe wiedererlangt. Sie hegte und pflegte wieder die Musik, besuchte jeden Sonntag die Kirche zu Unseren lieben Frauen und ihr Verhältnis zu Jacques, sowie ihre Spenden, waren die alten geblieben.

Da vermißte sie an einem Pfingsttage ihren Pflegebefohlenen auf seinem Schemel und erfuhr nach längerer Erkundigung endlich, Jacques Permanon sei krank und könne nicht mehr zur Kathedrale kommen. Diese Kunde erregte Jenny's innigstes Mitleid. Sie ruhte nicht eher, als bis sie seine Wohnung ermittelt hatte und begab sich dann in Begleitung einer ihrer Erzieherinnen dorthin.

In einer dürftigen, engen Kammer eines dunklen Hausbodens fand sie ihren Schützling auf einem Strohsack liegend, ein Bild des Jammers.

Aber glückstrahlend und voll freudiger Rührung blickten die Augen des schwererkrankten Zwerges zu ihr auf. Es währte jedoch geraume Zeit, bevor er Worte fand. Endlich stammelt er und seine Worte erzitterten vor innerer Erregung: „Kind, — Jesus und die heilige Jungfrau führen Sie zu mir, mir einen sanften, süßen Tod zu schenken. — Wenn ich Sie nicht wiedergesehen hätte, — so würde ich, Verzweiflung im Herzen, gestorben sein; nun aber segne ich Sie und danke dem Allgütigen für seine unendliche Barmherzigkeit."

Nach diesen Worten zog er unter seinem Lager ein sorgfältig versiegeltes Papier hervor, überreichte es dem jungen Mädchen und nahm ihm das Versprechen ab, es wohl zu verwahren und erst nach seinem Ableben zu öffnen. „Es ist mein letzter Wille;" — stammelte er — „seine Erfüllung wünsche ich sehnlichst, und wenn Sie es nicht thäten, wer würde wohl sonst den letzten Willen eines Bettlers erfüllen?"

Jenny war tief ergriffen und gab ihrem Schützlinge unter Thränen das gewünschte Versprechen.

Als sie am folgenden Tage ihren Besuch wiederholte, fand sie Jacques in den letzten Zügen. In wenigen Minuten verschied er, Jenny's Hand in seinen schwachen Händen haltend.

Nach der Beerdigung der irdischen Hülle jenes unglücklichen Zwerges endlich öffnete die junge Dame beklommenen Mutes den letzten Willen des verblichenen Bettlers.

Derselbe bestand in einem Briefe, welcher lautete: „Gehen Sie mit Frau Direktor *** zu Herrn *** Notar, Straße zum heiligen Geist

Nro. 5; derselbe wird Ihnen den Inhalt eines wichtigen Papiers mitteilen. Jacques Permanon."

Die Damen erfüllten gern Jacques letzten Willen und begaben sich sogleich zu dem bezeichneten Notar und Testamentsvollstrecker, der Jenny das Vermächtnis des Verstorbenen, ein Vermögen von hunderttausend Franks teils in Gold, teils in Banknoten als ihr Erbe einhändigte. Vierzehn Tage vor seinem Tode, als er sich krank fühlte, hatte es der Verstorbene dem Notar übergeben.

Mutter Natur hatte Jenny N. mit Adel der Seele und körperlicher Schönheit ausgestattet, mit irdischen Schätzen stattete sie das Vermächtnis Jacques Permanons, des Weihwasserspenders der Kathedrale zu „Unseren lieben Frauen" aus!

Emil König.

Unsere Bilder.

Zürich. Eine der schönsten, gebildetsten und angenehmsten Städte der Schweiz ist Zürich; die Hauptstadt des gleichnamigen Kantons, welche mit ihren Umgemeinden dermalen eine Einwohnerzahl von nahezu 60,000 Menschen und als Universität, als Handels- und Industriestadt, namentlich durch ihre hochentwickelte Seiden- und Baumwollen-Industrie und als Wechselplatz eine hohe Bedeutung hat. — Nicht mit Unrecht nennt der Dichter Zürich die „Königin mit dem villenbesäeten Kleide, die Füße im Seespiegel baden, das Haupt mit Wein bekränzt". Zauberisch schön breitet die Stadt sich längs der beiden herrlichen Seeufer und zu beiden Seiten der rauschenden, klaren, grünen Limmat aus und bietet von ihren Hügelhängen und Höhen den Ausblick über den prächtigen See und das großartigste Hochalpen-Panorama. — Die innere Stadt hat allerdings enge, winkelige, unregelmäßige und zuweilen steile Gassen mit hohen finstern Häusern, dagegen sind aber die neueren Straßen und Quartiere, die Quais und die zahlreichen Villen der Umgebung so prächtig und schmuck - wie man sie nur wünschen kann, und das Klima wie die Vegetation mild und anmutend. Die Industrie steht in hoher Blüte, namentlich Seiden- und Baumwollenmanufaktur, Färberei und Zeugdruckerei, Papierfabrikation, Gerberei, Oefen-, Kerzen- und Seifenfabrikation, mechanische Werkstätten. — In der Niederung und an den Hügelhängen liegen die kleine und die große Stadt, durch mehrere Brücken miteinander verbunden, und umschließen zahlreiche öffentliche Gebäude und Sehenswürdigkeiten, deren einzelne Aufzählung wir uns hier aus Mangel an Raum erlassen, die aber eine aufmerksame Besichtigung verdienen und unter denen wir besonders die Sammlungen und die mit der Universität und dem eidgenössischen Polytechnikum verbundenen Anstalten hervorheben. Was aber Zürich als Aufenthalt ganz besonders angenehm macht, das ist neben dem zwanglosen, geselligen Leben und dem regen Fremdenverkehr die prachtvolle Natur; der herrliche See, die Nähe des Gebirges, die Trefflichkeit der Verbindungen nach allen Seiten hin und die reiche Gelegenheit zu den genußreichsten Ausflügen nach allen Teilen der herrlichen Schweiz.

O. M.



Pfarrer: „Sagt's mir nur, Jockele, was Euch fehlt, Ihr seid ja recht aufgeregt?"

Jockele: „Soll ich's nit sein, Herr Pfarrer, wo mein Weib immer nach Hause davonlaufen will!"

Pfarrer: „Ah! und Ihr habt erst vor drei Tagen geheiratet; habt's denn nicht versucht, sie davon abzubringen?"

Jockele: „Na und ob, z'erst hab' ich's g'schimpft, dann g'schlagen, und heut hab' ich sie eing'sperrt und ihr nichts z'essen geben, aber all's nutzt nichts."

Herbstliches Scheiden.

Aus: Deutsches Dichterheim. Redaktion und Verlag von Paul Heinze in Dresden.

Herbst war's, als von dir auf immer
Scheidend ich ins Weite ging:
Träumend auf der letzten Rose
Saß der letzte Schmetterling.

Auf dem Wanderflug gen Süden
Sang ein Vogel, eh' er schied,
Unter'm letzten Grün der Linde
Rastend noch sein letztes Lied.

Und im letzten Zephyrhauche,
Welcher strich durchs stille Thal,
Küßten Schmetterling und Rose
Flüsternd sich zum letztenmal.

Dann entsanken ihr die Blätter,
Ihm die Schwingen, und der West,
Wie des Sommers letzter Seufzer,
Schwieg ersterbend im Geäst.

Und der Nord begann zu blasen,
Wirbelte mit wildem Braus
Rosenblätter, Falterschwingen
Durch des Herbstes ödes Haus.

Und von meinem eignen Herzen
Fiel die letzte Blüte sacht:
Herbstgefühl in tiefster Seele,
Schritt ich weiter in die Nacht.

Robert Hamerling.

Allerlei.

— Student zu einem Gläubiger, der ihm auf die Bude gerückt ist: „Also fünf Mark bekommen Sie noch! Ich kann sie Ihnen leider nicht bar geben; hier habe ich aber eine Hose, die mindestens noch acht Mark wert ist — können Sie mir die wechseln?" (Das Kleine Journal.)

Nach dem Kammermusikabend. Ein Herr gähnt fürchterlich. Ein anderer sagt ihm: „Sie scheinen sich nicht sonderlich unterhalten zu haben?" — „Ganz und gar nicht!" — „Weshalb besuchen Sie dann überhaupt Konzerte?" — „Aus Vergnügungssucht. Denn nichts gleicht dem Vergnügen, einen Konzertsaal verlassen zu können." (Tägl. Rundschau.)

Offen. Baronin (zur Wildprethändlerin): „Ich bin sehr unzufrieden mit Ihrer letzten Lieferung. Drei Rebhühner waren so alt, daß man sie gar nicht essen konnte." — Wildprethändlerin: „O, Frau Baron, dees ischt mer arg! — Wisset Se, 's is mer gar net um Ihne, aber Sie schwätzet's hernach wieder überall 'rum!" (Fliegende Blätter.)

Die französische Kleidermode wurde in keiner Hauptstadt später eingeführt, als wahrscheinlich in Straßburg. Dort begannen sich die Damen erst 1791 französisch zu tragen. So lange hatten sie deutsche Kleidung beibehalten. Aber im November 1791 erschien der französische Konvents-Deputierte St. Just, und ließ einen Straßen-Anschlag des Inhalts bekannt machen: „Die Bürgerinnen Straßburgs werden eingeladen, die deutschen Moden aufzugeben, ihre Herzen sind ja französisch. In seinem Gefolge hatte St. Just eine Guillotine, die nur seines Winkes harrte; das wußten die Straßburgerinnen, und so thaten sie, wozu sie so höflich eingeladen worden waren.

Eigentümliches Zeitmaß. „Wie lange wird denn der Postgehilfe Meyer auf seine feste Anstellung zu warten haben?" — „Nun, ich taxiere etwa zehn Hosenböden." (Dorfbarbier.)

Gewalt großer Geister. Die Marschallin von Ancre wurde als eine Hexe öffentlich verbrannt, und ihren Tod beschleunigte hauptsächlich die Antwort, die sie ihrem Richter, dem Grafen Courtin gab; denn als dieser sie fragte, welcher Zauberei sie sich bedient habe, um die Königin Maria von Medicis ganz zu beherrschen, antwortete sie: „Ich habe mich der Gewalt, die große Geister über schwache haben, bedient."

St.

Fröhliche Einsiedler. — Eine lustige Eremitengesellschaft bildete ohne Zweifel der Orden, welchen Herzog Friedrich III. von Gotha anno 1739 für Herren und Damen gründete. Der Sitz dieser „fröhlichen Einsiedler", wie der Orden hieß, war das Lustschloß Friedrichswörth bei Gotha, wo im herzoglichen Parke ein jedes Mitglied seine eigene Eremitenklause erhielt, Eremitenkleider tragen mußte, außerdem aber nur die Verpflichtung hatte, alle üble Laune ein für allemal zu verbannen und statt dessen so geistvoll und heiter als irgend möglich stets zu sein. „Es lebe die Freude!" hieß der Ordensgruß der Eremiten, welche im Jahre 1749 — nach zehnjährigem Bestehen also — 71 Mitglieder zählte, die sämtlich Ordensnamen besaßen, wie: „der Siegreiche", „der Hoffnungsvolle", „die Himmlische", „die Glänzende" 2c. An der Tafel beim Dessert wurden französische Chansons gesungen, und wer bei den Sitzungen fehlte, mußte durch einen humoristischen Brief sich entschuldigen. Die schöngeistigen Bestrebungen, denen der Orden huldigte, dienten aber mehr zur Verschönerung des Hoflebens und der geselligen Vergnügungen, wie schon die launigen Statuten desselben besagten. — Bis zu Anfang unseres Jahrhunderts hielten sich „die fröhlichen Einsiedler," dann erloschen auch sie und ihre Freude, wie manch' ein ähnlicher, geselliger Verein.

K. R.

Arithmogryph.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10. Universitätsstadt.
2 3 6 3 10 8. Wohlriechende Pflanze.
3 2 4 3 6 3 3. Ein See in Amerika.
4 1 3 9. Ein Tier.
5 3 2 2 8 2 8. Eine Stadt in Italien.
6 8 6 6 8 2 4. Stadt auf Sardinien.
7 3 6 3 2. Ein Fluß in Deutschland.
8 10 9 3 2. Ein Vogel.
9 4 9 4 3 Eine Blume.
10 3 9 8 7 8 2 3. Ein Fluß in Amerika.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben dieselbe Stadt wie unter 1—10.

Hugo Lewin.

Homonym.

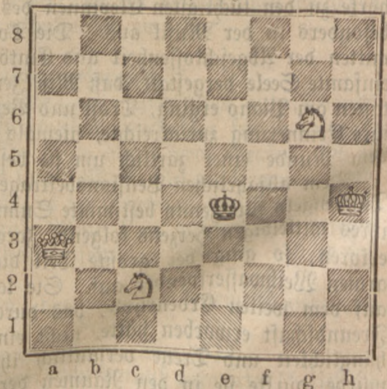
Lies vorwärts oder rückwärts mich,
Stets bleib dasselbe Wesen ich
Befindest du dich in der Not,
Und schickt mich dir der treue Gott,
So sollst den Blick du aufwärts wenden,
Und dein Gebet zum Himmel senden.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 107.

Von J. Pierce

Schwarz.



Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Bilderrätsels: Ein jedes Dach hat sein Ungemach;
des Silbenrätsels: Falke, Usedom, Emilie, Regen, Spandau, Tartarus, Eisleben, Norma, Baron, Elektroskop, Ragusa, Guido; Fürstenberg.

Redaktion von C. Aug. Pfeiffer in Stuttgart.
Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.